



Wladimir Lindenberg

Himmel in der Hölle

Wolodja
als Arzt in unseliger Zeit

HIMMEL IN DER HÖLLE

WLADIMIR LINDENBERG

Himmel in der Hölle

Wolodja als Arzt in unseliger Zeit

ERNST REINHARDT VERLAG MÜNCHEN BASEL

*Umschlag-Titelbild nach einem Aquarell
von Wladimir Lindenberg*

CIP-Titelaufnahme der Deutschen Bibliothek

Lindenberg, Wladimir:

*Himmel in der Hölle: Wolodja als Arzt in unseliger Zeit/
Wladimir Lindenberg. – München; Basel: E. Reinhardt, 1988*

ISBN 3-497-01046-4

PDF ISBN 978-3-497-60674-0

*© 1988 by Ernst Reinhardt, GmbH & Co, Verlag, München.
Alle Rechte vorbehalten. Ohne schriftliche Genehmigung der
Ernst Reinhardt GmbH & Co., München, ist es nicht gestattet, dieses Buch
ganz oder auszugsweise in irgendeiner Form zu vervielfältigen, zu speichern
oder in andere Sprachen zu übersetzen.*

Printed in Germany

Das ist der ganze Unterschied
zwischen einem Buch, das nur ein Buch ist,
und diesem Buch, das eine Person ist,
die sich in ein Buch verwandelt hat.
Verwandelt in ein Buch
und nun um Hilfe schreit,
daß man den Zauberbann breche,
und daß sie sich reinkarniere
in die Person des Lesers.

Jean Cocteau
La difficulté d'être

DER MEISTER WU TANG aus Tse Yang in der Provinz Shantung breitete vor dem elfjährigen Knaben Wolodja die Schafgarbenstäbchen aus, legte sie auseinander, sortierte sie, schrieb sich etwas auf. Nach langem bedächtigem Hantieren schaute er zu Wolodja auf und verkündete, für ihn treffe das Zeichen ‚Lü‘ aus dem prophetischen Buche ‚I Ging‘ zu. Es bedeute: Auftreten auf den Schwanz des Tigers.

„. . . man befindet sich in einer Lage, in der man noch nicht gebunden ist durch die Verpflichtungen des Alltags. Wenn man einfach auftritt, bleibt man frei von gesellschaftlichen Verpflichtungen und kann ruhig den Neigungen des eigenen Herzens folgen, da man keine Anforderungen an die Menschen stellt, sondern zufrieden ist. Das Auftreten bedeutet nicht Stehenbleiben, sondern Fortschreiten. Man besitzt die innere Stärke, die den Fortschritt verbürgt. Wenn man sich mit dem Einfachen zufrieden gibt, so kann man fortschreiten ohne Makel. Wenn jemand sich nicht in bescheidenen Verhältnissen beruhigen kann, so will er voran und ist streberisch und unruhig, weil er durch sein Auftreten der Niedrigkeit und Armut entgehen will, nicht etwa, weil er etwas leisten will. Hat er sein Ziel erreicht, wird er hochmütig und üppig. Darum ist sein Fortschreiten mit Makel behaftet. Der Tüchtige dagegen ist zufrieden bei einfachem Auftreten. Er will fortschreiten, um etwas zu leisten. Hat er dann sein Ziel erreicht, so leistet er etwas und alles ist gut . . . Es ist hier die Lage eines einsamen Weisen gezeichnet. Er hält sich von dem Weltgetriebe fern, sucht nichts, will von niemandem etwas und läßt sich nicht binden von verlockenden Zielen. Er ist sich selbst treu und wandelt so auf ebener Straße unangefochten durchs Leben. Weil er genügsam ist und das Schicksal nicht herausfordert, bleibt er frei von Verwicklungen . . . Du trittst auf des Tigers Schwanz . . .“

Der alte Meister schlug das Buch zu, schaute Bobik lange und bedeutsam an und sagte: „Junger Herr, der Du auf den Schwanz

des Tigers treten darfst, ohne gebissen zu werden, ich beglückwünsche Dich zu dieser glückhaften Voraussage. Du kennst die großen Linien Deines Schicksals, und wenn Du stets dieser Prophezeiung eingedenk bleibst und danach handelst, wird Dich der Tiger, auf dessen Schwanz Du trittst und der das Sinnbild für unsere Erde ist, niemals beißen.“

Er verbeugte sich tief vor Bobik und entließ ihn.

Aus „*Bobik begegnet der Welt*“

Anderthalb Jahre christlicher Seefahrt an den Küsten Afrikas, Südamerikas und Ostasiens mit ihrer Vielfalt und ihrem Einerlei an fremden Völkern, Häfen, Kaschemmen, der Geilheit der Seeleute auf hoher See und ihren unermüdlichen sexuellen Prahlereien, der Großmannssucht der Passagiere, dem Rattern der Schiffsmotoren und dem Geruch nach verbranntem Öl hatten Wolodja müde und reizbar gemacht. Er erappte sich dabei, daß er die Augen vor dem Anblick des Ozeans schloß, daß er das schrille und aufdringliche Geschrei der Händler nicht mehr hören konnte und daß er mitten im Gespräch mit Passagieren oder dem geschwätzigen ersten Offizier unvermittelt aufstand und sich in seine Kabine begab.

Seine Südamerikareise war vorüber. Er hatte seine Sachen nur notdürftig in Koffern verstaut und in Aufbewahrung gegeben, eilte nach Berlin, um mit seiner Mutter Jadwiga einige Zeit zu verbringen. In wenigen Wochen sollte er ein Schiff nach Mexiko begleiten, er hatte aber noch nicht fest zugesagt. Er wäre lieber auf dem Festland geblieben, doch es gab unzählige arbeitslose Assistenzärzte. Die Angebote waren spärlich, und wenn man sich bewarb, wurde man nicht einmal einer abschlägigen Antwort gewürdigt. In Zeiten der Not und Arbeitslosigkeit gelten Arbeitskräfte wenig.

Seine Mutter Jadwiga hatte sich sehr verändert. Er wußte von seiner Schwester Wera, die sie aufopfernd pflegte, daß sie an Leberkrebs litt. Sie war stark abgemagert und sah gelb aus, sie hatte starke Schmerzen, der Bauch war angeschwollen und sie mußte die meiste Zeit liegen. Aber ihr Geist war frisch und sie nahm lebendigsten Anteil am Dasein, sah viele Menschen, schleppte sich ins Theater und las alle interessanten Neuerscheinungen. Sie sprach, wenn sie alleine waren, offen von ihrer Krankheit und von der Bereitschaft zum Tode. Der Tod bedeutete für sie den Übergang in eine andere, lichtere Region, sie sah ihm offen entgegen, und sie erwartete von ihren Kindern und Freunden, daß

sie ihre Anschauung teilten. Es gab wie immer Menschen, die sich einem solchen Gespräch mit Gemeinplätzen entziehen wollten: „Aber Jadwiga, wer denkt denn an den Tod, Sie werden wieder gesund!“

„Reden Sie keinen Unsinn. Es ist unsere Aufgabe, uns mit dem Gedanken an den Tod auseinanderzusetzen und ihn zu bejahen. Wenn Sie es nicht tun und ihm ausweichen, zeigen Sie damit nur eine erschütternde Unreife!“

Wolodja mußte ihr von all seinen Erlebnissen berichten, sie hörte mit großer Anteilnahme zu, und er spürte, daß sie seine Abenteuer miterlebte: „Und nun gehst Du bald nach Mexiko, in das Land der Azteken. Du wirst die uralten Kulturen erleben, Acapulco, Popocatépetl, Mexiko. Wie ich Dich darum beneide!“

„Ach, das sind hochfliegende Phantasien. Ich werde im Hafen von Veracruz und Tampico in unerträglicher Hitze liegen, und wer weiß wie lange wir dort ankern und ob mir der Kapitän jemals einen so langen Urlaub geben wird, um all diese geheimnisvollen Stätten zu besuchen. Ich fürchte, das bleibt für mich nur ein unerfüllbarer Traum. Ich muß gestehen, mir hängen diese Seereisen nachgerade zum Halse heraus. Natürlich gibt es gelegentlich atemberaubende Erlebnisse, herrliche Landschaften und Kulturen, aber sie sind nur wie ein Hors d'oeuvre oder ein Dessert. Der Alltag, der all dies überwuchert, frißt einen auf. Ich habe immer über die Krankenhäuser geschimpft, habe die unsinnigen Methoden der Krankenbehandlung angeprangert, aber jetzt träume ich davon, auf der festen Erde wieder in einem Krankenhaus zu arbeiten, um von der Isolation auf dem Inselgebilde Schiff mit seinen überdrehten und empfindlichen Menschen fortzukommen.“

„Was hindert Dich denn, die Seefahrt aufzukündigen und eine Arbeit im Krankenhaus zu suchen?“

„Die Arbeitslosigkeit. Es sind zu wenig Angebote vorhanden, jeder versucht in dieser Zeit, seinen Posten zu halten, und ich bringe es nicht übers Herz, von Arbeitslosenunterstützung zu leben.“

„Du bist ja ein Kleingläubiger geworden! Wo ist Dein Optimismus geblieben? Ich erinnere mich deutlich als wir mit Deinem Freunde Li bei seinem Vater, dem Meister Wu Tang, in China

waren, wie stolz Du damals warst, daß ein Erwachsener, dazu noch ein Weiser, Dich Elfjährigen zu einem Privatissimum einlud und Dir aus dem I Ging wahrsagte. Du kamst ganz außer Atem zu mir gelaufen und verkündetest: ‚Mami, ich kann auf den Schwanz eines Tigers treten.‘ Ich war sprachlos, aber Du erklärtest es mir, und ich begriff. Es gibt Menschen, die ohne ihr eigenes Verdienst, ohne Anstrengung, vielleicht nur dank ihrer Haltung, auf den Schwanz eines Tigers treten dürfen, ohne daß er sie beißt. Denk doch an diese Prophezeiung und fasse Mut. Sage der Seefahrt ab und wünsche Dir inbrünstig eine rechte Stellung im Krankenhaus!“

Er wagte es, ging am nächsten Tag zum Postamt und telegraphierte ab. Es war, als ob ihm ein Stein vom Herzen gefallen wäre. Wieder einen Tag später stand ein Bote vor der Tür, der ihm ein Telegramm überreichte. Es kam aus Bonn. Professor Walter Poppelreuter, der ‚Vater der Hirnverletzten‘, bot ihm an, in seiner Klinik zu arbeiten.

Wolodja war mit Poppelreuters ältestem Sohn Hans befreundet. Nach seinem Staatsexamen stellte er sich bei Professor Poppelreuter vor und fragte ihn, ob er in seiner Klinik arbeiten dürfe. Damals hatte Poppelreuter ihm seinen Wunsch nicht erfüllen können, da alle Stellen besetzt waren. Nun schied sein ältester Assistent aus, und Hans erinnerte seinen Vater daran, daß Wolodja sich bei ihm beworben hatte. In einem Brief an Wolodja schrieb Hans: ‚. . . enttäusche uns nicht, wir haben Dich nötig, Du fehlst uns, und Vater braucht Dich bestimmt. Du weißt, wie schwierig und unberechenbar er ist und wie leicht er sich mit allen Menschen verkracht. Seine Assistenten wechseln einander ab, er überfordert sie, und sie halten es bei ihm nicht aus. Du bist der einzige, der mit ihm fertig werden kann. Vor Dir hat er Respekt, und Du wirst Dir nicht alles von ihm bieten lassen, also komme bald . . .‘

Das völlig unerwartete Angebot kam wie ein Wink des Himmels, und Wolodja entschloß sich, die Stelle anzunehmen. Beim Abschied zu Hause in Berlin bat seine Mutter ihn, nach alter russischer Sitte niederzuknien; sie machte ein Kreuzeszeichen auf seine Stirn und küßte ihn. Ehe er das Haus verließ, saßen sie in ihrem Biedermeiersalon einige Minuten still da. Er liebte und haßte diese Zeremonie gleichermaßen, deren Sinn es war, sich in der Stille zu

besinnen, Abschied zu nehmen, der vielleicht für immer war, sich in Gottes Hand zu geben. Aber es konnte ihm auch Pein verursachen, so lange stumm und reglos zu sitzen, denn die Finger, das Gesicht fingen an, vor Verlegenheit zu zucken, es juckte am Kopf, und man wagte nicht, sich zu kratzen. Diese wenigen Minuten schienen nie zu Ende zu gehen. Wolodja erinnerte sich des strafenden und verweisenden Blickes seines Vaters Sascha, als er einmal im Glauben, die Zeremonie sei endlich vorüber, erleichtert aufsprang. Er mußte sich wieder setzen, und Vater fügte noch eine Minute Reglosigkeit hinzu.

Hans holte ihn am Bahnhof in Bonn ab. Keiner von Wolodjas Freunden hatte damit gerechnet, daß er wieder zurückkehren würde. Das Reisen um die Welt erschien ihnen allen als ein schönes und langes Erlebnis. Baronin Didi Loë und Lia bereiteten ihm einen Empfang, der der Rückkehr des ‚Verlorenen Sohnes‘ würdig war. Dieses Wort schwirrte mehrmals durch den Raum. Wolodja lächelte und erwiderte, er sei weder geflohen noch habe er das väterliche Vermögen durchgebracht oder mit den Schweinen aus einem Trog gegessen. Eigentlich stimmte nur das Wort Rückkehr und die Fröhlichkeit des Wiedersehens. Er fragte nach alten Freunden und Bekannten, nach vertrauten Orten und stellte fest, daß alle noch lebten und sich nichts in der Zeit seiner Abwesenheit verändert hatte. ‚Wie seltsam‘, dachte er, ‚in mir selbst hat sich durch die vielen Erlebnisse so vieles verändert, ich bin älter, reifer und erwachsener geworden, und die alte vertraute Welt scheint stabil geblieben zu sein.‘

Am nächsten Tag stattete Wolodja seinem künftigen Chef einen Besuch in dessen Institut ab. Der Professor kam ihm mit ausgestreckten Armen und ungeheuchelter Herzlichkeit entgegen. Poppelreuter war ein Mann von etwa fünfundvierzig Jahren. Er hatte Medizin und Psychologie studiert und zahlreiche Neuerungen auf dem Gebiet der praktischen Psychologie eingeführt, Tests zur Prüfung der Intelligenz, des Gedächtnisses, der Geschicklichkeit und der Reaktion. Im Krieg hatte er als Psychiater und Neurologe in Feldlazaretten Hirnverletzte zu behandeln. Als Psychologe sah er deutlicher als die anderen Ärzte die verheerenden Veränderungen, die mit der Person des Hirnverletzten einhergegangen waren, und

er begann mit besessenem Eifer, diese näher zu erforschen. Bald übertrug man ihm in größerem Rahmen die Betreuung der Hirnverletzten und ihre Rehabilitation – ein Begriff, den es damals noch nicht gab. In der Geschichte der Medizin war dies ein Novum.

In allen vorherigen Kriegen und bei den meisten Unfällen endeten Verletzungen des Gehirns unweigerlich tödlich. Von dem langsamen qualvollen Tode des französischen Königs Heinrich II. von Frankreich wird berichtet, daß er 1559 im Turnier vom Grafen Montgomery durch eine Lanze am Kopf schwer verwundet worden war. Die Lanze drang mit der Spitze ins Gehirn ein und brach ab. Man holte eiligst alle berühmten Ärzte herbei, aber keiner vermochte die Lanzenspitze aus dem Gehirn zu holen. Der König starb am elften Tag. In der Kirche von Tuntenhausen gibt es neben Hunderten von Motivtafeln einen Schrein, auf dem mit vielen Bildern dargestellt ist, wie ein Ritter durch eine Operation von einem ins Gehirn gedrunghenen Pfeil befreit worden war. Offenbar hatte jener Ritter die Operation überlebt.

Wenn auch die meisten Hirnverletzungen tödlich waren, so überlebten doch durch bessere operative Behandlung, Asepsis und schnelle Aufnahme in Lazarette etwa fünfzigtausend Hirnverletzte aus dem Ersten Weltkrieg die Verwundung. Viele von ihnen, später fast alle, gingen durch die Hände von Poppelreuter. Seine Patienten gaben ihm den Namen ‚Vater der Hirnverletzten‘, der nach seinem Tode auf Wolodja übertragen wurde. Mit Professor Karl Kleist, Professor Goldstein und Dr. Gelb zählt er zu den Begründern der Erforschung der Folgen nach Hirnverletzungen. Die körperlichen, seelisch-geistigen und vegetativen Folgen nach Hirnverletzungen waren in der medizinischen Wissenschaft bis dahin weitgehend unbekannt. Besonders in den Fällen, in denen es keine sichtbaren Verkrüppelungen wie halbseitige Lähmungen oder Sprachstörungen gab, wo sich die Erkrankung im Seelisch-Geistigen manifestierte, wurden die Betroffenen als Psychopathen oder Hysteriker bezeichnet. Es gab unter ihnen ein unbeschreibliches Elend, weil sie, zu keiner regelmäßigen Arbeit mehr fähig, keine oder nur eine ganz geringe Rente mehr bekamen. Seinerzeit war Poppelreuter ihr einziger mutiger Verteidiger. Er kämpfte erbittert gegen ärztliche und behördliche Dummheit, Borniertheit und

Herzlosigkeit. Da es damals noch keine Untersuchungsmethoden wie die Elektroencephalographie, Szintigraphie oder Tomographie gab, war man auf langwierige ‚eigenhändige‘ Untersuchungstechniken angewiesen. Jeder veränderte Reflex, jede Störung der Sensibilität oder der Muskelkraft deuteten auf krankhafte Veränderungen im Gehirn. Die wenigsten Ärzte und beamteten Ärzte der Versorgungsämter waren in der Lage, die so gewonnenen Untersuchungsergebnisse zu deuten, und da jede Rente den Staat Geld kostete und sie sich als Amtswalter der Staatskasse betrachteten, entbrannte zwischen den Versorgungsämtern und Poppelreuter ein harter und nie endender Kampf.

Poppelreuter war der erste in Europa, der einem Krankenhaus ein Institut für klinische Psychologie angegliedert hat. Er war außerdem Professor für technische Psychologie an der Technischen Hochschule in Aachen und leitete dort ein Forschungslaboratorium. Für seine Patienten erkannte er die Notwendigkeit, daß Selbsthilfeorganisationen ins Leben gerufen werden müssen, die auf demokratischem Wege ihre eigenen Interessen vertreten sollten. Er war ein Nonkonformist, frei von allen Konventionen, grob und aggressiv, wo er Widerstand witterte, und abhold jedem gesellschaftlichen Blabla. In der Universität mit ihren Berufsordnungen war er ein absoluter Fremdkörper, von Kollegen verhaßt, verspottet und verachtet. Er nahm nie ein Blatt vor den Mund, sagte jedem war er von ihm hielt, und fast jede Begegnung endete mit unversöhnlicher Feindschaft. Ein einsamer Mann, der glaubte, keiner Freunde zu bedürfen, und der sich in einen trotzigsten Stolz geflüchtet hatte. Seine Kinder liebte er auf eine besondere Art. Er erfüllte ihnen jeden Wunsch, aber fast niemals kam es zwischen ihm und seinen Kindern zu einem vertrauten Gespräch. Wenn sie ihn störten, schrie er sie an. Er war ein Arbeitstier, gejagt von Ideen, die er alle auf einmal verwirklichen wollte. Nur eine Sorte von Menschen gab es, denen gegenüber er gütig, weich und väterlich war: seine Patienten. Er hatte immer Zeit, sie anzuhören, er sprach mit ihren Angehörigen, beriet sie, wie sie sich gegenüber dem Kranken verhalten sollten. Wenn sie mit den Gerichten in Konflikt gerieten, verteidigte er sie als ihr Arzt; wenn sie in wirtschaftlicher Not zu ihm kamen, zog er Geld aus seiner Tasche und

schenkte es ihnen. Die Leute hatten uneingeschränktes Vertrauen zu ihm und gehorchten ihm aufs Wort. So sehr ihn die anderen haßten, so sehr liebten ihn seine Hirnverletzten.

Der Professor zeigte Wolodja das Krankenhaus, das mit etwa vierzig Patienten belegt war. Einige von ihnen waren zur Heilbehandlung da, etwa ein Drittel befand sich hier zur Begutachtung. Während die Kurpatienten mehrere Wochen blieben, dauerte die Begutachtung etwa eine Woche. Wolodja rechnete sich schnell aus, daß das im Monat einen Durchgang von siebzig Patienten ausmachen müßte. Er würde täglich drei neue Patienten untersuchen müssen, wobei eine Untersuchung mehrere Stunden dauern konnte; dazu die täglichen Visiten, das Schreiben der Krankenblätter, das Diktieren von Briefen an die Ämter und behandelnden Ärzte, die zweimal wöchentliche Vorstellung beim Professor und schließlich die Erstellung von etwa vierzig Gutachten. Arbeiten, die in der zur Verfügung stehenden Zeit kaum zu bewältigen waren.

Bei der Visite hatte Wolodja Gelegenheit, das phänomenale Gedächtnis seines Chefs zu bewundern: er kannte von jedem Patienten den Namen, wußte von jedem, aus welchem Teil Deutschlands er kam, er kannte seine familiären und wirtschaftlichen Verhältnisse und die Art und Schwere seiner Verletzung und Erkrankung. Die Patienten beobachteten Wolodja mit kritischen Augen, „Schon wieder ein Neuer!“

Im psychologischen Labor saßen an langen Tischen vier Patienten, die von Dr. Edwin Veiders getestet wurden. Veiders war ein grazier Mann, der den Professor scheu begrüßte und fragende Blicke auf Wolodja richtete. Veiders und Wolodja waren für einen Augenblick Schicksalsgefährten, die sich hier trafen und deren Gemeinsamkeit sich allerdings mit vertauschten Rollen noch fortsetzen sollte.

Wolodja ließ sich von der Krankenschwester die Akten und die Krankenblätter der noch nicht untersuchten Patienten bringen. Er überflog sie kurz und holte den ersten Patienten zu Untersuchung in sein Arbeitszimmer herein. Von den vier Patienten konnte er an diesem Nachmittag nur zwei eingehend untersuchen. Allein die Erhebung der Anamnese erforderte sehr lange Zeit, die Leute

waren verlangsamt, weitschweifig, konnten oft Wichtiges von Unwichtigem nicht unterscheiden, hatten Sprachstörungen oder Gedächtnislücken. Wolodja war wie einem Nichtschwimmer zumute, der vom Zehnmerturm ins Wasser springen mußte. Er vertraute auf die Hilfe seines geliebten Schutzpatrons und Kollegen, des heiligen Arztjünglings Pantaleimon, aber es war ihm klar, daß auch Pantaleimon dieser Arbeit nicht gewachsen wäre. Da mußten doch mindestens die beiden Arztheiligen Kosmas und Damian einspringen . . . Am Abend ging er erschöpft nach Hause. Eine Stunde vor Mitternacht klingelte das Telefon, Wolodja nahm den Hörer ab: „Wo bleiben Sie denn? Ich warte schon über eine Stunde auf Sie!“

„Ich liege schon im Bett und sammle Kräfte für die morgige Arbeit.“

„Das ist unerhört, ich bin es gewöhnt, nachts zu arbeiten, kommen Sie sofort!“

„Dann ergänzen wir uns ausgezeichnet, denn ich bin es gewöhnt, am Tage zu arbeiten, und das wird so bleiben! Ich halte es für unverantwortlich, Patienten nachts zu untersuchen und sie Ihnen vorzustellen. Ich werde das nicht zulassen!“

Um sieben Uhr morgens war Wolodja wieder im Krankenhaus und begrüßte die Patienten beim Frühstück. Sie schauten ihn an, als ob er ein Gespenst wäre. Er lachte und verkündete, daß sofort nach dem Frühstück die Visite sei und er danach mit den Untersuchungen beginnen würde. Die Patienten sollten sich bereit halten. Die Visite verlief reibungslos. Die Menschen hatten offene Gesichter, und er spürte, daß der Kontakt zwischen ihm und ihnen schnell hergestellt war. Veiders kam ins Arbeitszimmer, er sah müde und übernächtigt aus, und fragte leicht verwirrt: „Was machen Sie hier zu so früher Stunde?“

„Ich bin es gewöhnt, früh mit der Arbeit zu beginnen.“

„Das ist ja fast kriminell, hier wird fast nie vor zwölf angefangen!“

„Um so besser, dann bin ich bis dahin mit mancher Arbeit fertig.“

„Haben Sie eine Ahnung, hier wird bis spät in den Morgen, bis drei oder vier Uhr gearbeitet.“

„Ich stehe auf dem Standpunkt, daß die Nacht zum Schlafen da ist, und ich werde mich wie immer danach richten.“

„Dann fliegen Sie noch schneller hier heraus als ich. Immerhin habe ich es ganze drei Monate durchgehalten. In dieser Zeit bin ich nicht einmal in der Stadt, im Kino oder Theater gewesen. Ich bin am Ende meiner Kräfte. Ich hätte es keine Woche länger ausgehalten.“

„Was werden Sie jetzt tun?“

„Ich weiß nicht, es ist schwer, etwas zu bekommen, und er wird mir kein gutes Zeugnis ausstellen.“

„Haben Sie Lust, als Schiffsarzt zur See zu gehen, nach Mexiko zum Beispiel?“

„Machen Sie Spaß?“

„Nein. Ich habe vor ein paar Tagen bei der Hapag zugesagt und dann abgesagt, als ich dieses Angebot hier bekam. Das Schiff geht in zehn Tagen. Wenn Sie sich sofort entschließen, telegraphieren Sie gleich und schreiben Sie, daß ich Sie empfohlen habe. Ich schätze, Sie werden morgen schon die Antwort haben.“

„Aber wenn Sie hier rausfliegen, weil Sie gestern Nacht nicht zur Arbeit gekommen sind, was machen Sie dann?“

„Ich fliege nicht hinaus, ich nehme den Kampf auf, ich habe bessere Nerven als er.“

Wolodja hatte bereits drei Patienten untersucht, explorierte gerade den vierten, als Poppelreuter das Untersuchungszimmer betrat. Es war zu erwarten, daß Poppelreuter nun Aggressionen loswerden wollte, aber er beherrschte sich und fragte: „So früh schon bei der Arbeit?“

„Ja, seit sieben Uhr, Visite ist vorbei, vier neue Patienten sind untersucht. Ich werde Ihnen sogleich drei Abgänge vorstellen, weil sie nach dem Mittagessen heimfahren, dann stelle ich Ihnen die vier Neuen vor.“

„Das hat Zeit. Ich pflege erst die Zeitung und die Post zu lesen, dann essen wir, und dann können Sie sie mir vorstellen.“

„Ich würde vorschlagen, daß wir zuerst die Abgänge sehen, die Leute sind unruhig, denn sie wollen ihren Zug nicht verfehlen.“

Der Professor wollte etwas erwidern, aber Wolodja schaute ihm mit unbeweglichem Gesicht starr in die Augen. Der Patient ver-

folgte mit ängstlichem Gesicht die Unterhaltung. Poppelreuter wandte sich um und sagte im Hinausgehen: „Stellen Sie mir die Leute vor.“

Beim gemeinsamen Mittagessen unterhielten sie sich friedlich. Die laufenden Arbeiten wurden besprochen, die Briefe, die an die Behörden geschrieben werden sollten. Wolodja erbot sich, den Chef zu entlasten: „Nein, lassen Sie das, ich habe da meine eigenen Methoden. Diesen verknöcherten Tausendfüßlern von Stabesbeamten kann man gar nicht grob genug schreiben. Die bekommen von mir was zu hören!“

„Sie machen sich Feinde auch ohne jede Not, und diese machen Ihnen das Leben schwer! Übrigens, wir hatten verabredet, daß Sie und ich je zwanzig Gutachten im Monat schreiben, aber in den Regalen habe ich sechzig unerledigte Gutachten gezählt. Glauben Sie etwa, daß ich sie schreiben werde?“

Poppelreuter wußte nicht, was er antworten sollte. Um sieben Uhr abends verabschiedete sich Wolodja vom Chef, der ihm nachrief: „Bis gleich!“

„Ja, bis gleich, aber bei mir ist dieses Gleich morgen früh.“ Ohne eine Antwort abzuwarten ging er hinaus. An diesem Abend läutete das Telefon nicht.

Assistenzarzt Veiders erhielt die Zusage, als Schiffsarzt nach Mexiko mitzureisen. Wolodja gratulierte ihm und konnte es sich nicht verkneifen, dem Professor davon zu erzählen.

„Dieser Nichtskönner, er hätte besser stempeln sollen, der Versager!“

„Ich glaube nicht, daß er ein Versager ist. Er wurde hier einfach überfordert und verlor schließlich jede Übersicht.“

„Wollen Sie mich etwa dafür verantwortlich machen?“

„Ja, und er ist nicht der erste. Sie sind ein ungeheures Arbeitstier, er ein junger Arzt. Sie können die Menschen nicht mir Ihrem eigenen Maß messen, das geht schief.“

„Was habe ich denn falsch gemacht? Ich ließ ihn gewähren, ich war wie ein Vater zu ihm.“

„Ja, wie ein Vater alten Stils, der seine Kinder züchtigt und vor dem sie strammstehen müssen!“

„Was erlauben Sie sich!?“

„Ich habe nur laut gedacht.“

„Glauben Sie, daß ich ein schlechterer Vater bin als die meisten anderen?“

„Nein, Sie sind ein ebenso schlechter Vater wie die meisten anderen, und das ist bei Ihrem Beruf als Arzt und Psychologe sehr schlimm. Ich würde von Ihnen mehr erwartet haben.“

„Tue ich nicht alles für meine Familie? Sie leidet keine Not, sie bekommt alles was sie fordert, und ich glaube nicht, daß sie unzufrieden ist, ich mische mich nicht in ihre Angelegenheiten ein.“

„Das tun Sie allerdings nicht, deshalb wissen Sie auch nichts von ihrem Innenleben und ahnen nicht, daß weniger Taschengeld und weniger Freiheit, aber mehr Liebe und Freundlichkeit, ein gutes Gespräch, viel wichtiger wäre.“

„Herr Kollege, Sie kennen meine Arbeit, wann sollte ich in Gottes Namen noch solche Seelengespräche führen.“

Wolodja war von seiner Arbeit derart absorbiert, daß er entgegen seinen Neigungen zur Geselligkeit fast keine Freunde mehr sah. Er betrachtete diese Arbeit weder als Ausbeutung noch als Sklavenarbeit, er hatte das Bewußtsein, ein nützliches Werk zu tun. Nur sonntags versammelte er seine Freunde um sich. Es kamen zu ihm auch Russen und Araber, Juden, Engländer und Franzosen. Aber die Zusammenkünfte hatten sich verändert. Während sich früher die Gespräche um Kunst oder Philosophie oder um religiöse und metaphysische Probleme gedreht hatten, wurden sie zunehmend politischer Natur. Es gab eine große Gruppe von Schönggeistern, denen die Politik gleichgültig war, aber immer mehr schälten sich Anhänger des Emporkömmlings Hitler heraus, die im Gespräch aggressiv und unduldsam wurden. Worte wie ‚Rasse‘, ‚gesundes Volksempfinden‘, ‚degenerierte Psychopathen‘, ‚Juden sind an allem schuld‘, ‚Blut und Boden‘, ‚deutsche Ehre‘ und vieles andere waren an der Tagesordnung. Eine Diskussion gab es nicht, man wurde, wenn man gegenteiliger Meinung war, überschrien, beleidigt, bedroht und beschimpft. Der Bruch ging mitten durch die Familien, die einen wurden zu Anhängern Hitlers, die anderen zu Gegnern.

Wolodja hatte sich gezwungen, Hitlers ‚Mein Kampf‘ zu lesen. Er war von dem abstrusen, fanatischen Inhalt tief abgestoßen und entsetzt. Das Buch war ein bestialisch ausgeklügeltes Programm eines fanatischen, überheblichen Rassenwahns, mit dem Ziel der Unterjochung anderer ‚minderwertiger‘ Völker, der Vernichtung der Juden, die für alles Böse im Abendland verantwortlich gemacht wurden. Er betrachtete es als das Erzeugnis eines Maniaks, eines Geisteskranken. Aus der Geschichte wußte er zur Genüge, welche suggestive Kraft solchen Typen innewohnt, welche Schrecknisse religiöse Eiferer wie die Patres der heiligen Inquisition, oder ein Girolamo Savonarola, oder Calvin oder die Wiedertäufer über die Menschheit gebracht hatten; dazu gehörten auch Feldherren wie Napoleon oder Politiker wie Francisco Solano Lopez, der sein Land Paraguay in Kriege und Vernichtung stürzte, bis alle männlichen Einwohner von zwölf Jahren aufwärts vernichtet waren. Seine Laufbahn, seine Rassenüberheblichkeit, sein Fanatismus und seine verbrecherische Kriegsführung gegen alle seine Nachbarländer ähnelten aufs Haar den Taten Hitlers. Wolodja und seine Freunde benützten den Namen Lopez als Synonym für Hitler, um sich zu tarnen.

Wolodja konnte und wollte Menschen mit solchen Gesinnungen nicht um sich dulden, er lud sie nicht mehr ein oder bat sie, ihn nicht mehr zu besuchen. Die übrigen waren im Gegensatz zur Siegesicherheit der Fanatiker ratlos und verängstigt. Die Straße wurde zum Tummelplatz der politischen Gesinnungen. Die braune SA marschierte in militärischen Formationen, die Kommunisten mit erhobenen Fäusten, beide lieferten sich Schlachten auf Plätzen und in Versammlungslokalen. Die Redner hatten sich eine eigene Sprache angeeignet, sie schrien ihre Parolen, die voller Haß und Aggression waren, und sie gestikulierten martialisch. In dunklen Hoftoren, in Pissoirs oder in engen Gassen wurden die Anhänger einer Gruppe von ihren Gegnern zusammengeschlagen.

Poppelreuter, der kluge Poppelreuter, der Erfinder des ‚kritischen Denkens‘, war von Hitler fasziniert. Endlich ein Retter des Vaterlandes! Wolodja war erschüttert, er machte ihm Vorhaltungen, er kenne ihn als Humanisten und könne sich nicht vorstellen,

daß er zu allen Unmenschlichkeiten, die in Hitlers Buch stünden, ja sagen könne. Aber es half nichts. Wolodja versuchte auf den Grund dieser Haltung zu kommen. Menschen, die durch irgendwelche Parteien oder Institutionen in ihrem Ehrgeiz und ihrem Fortkommen behindert werden, neigen dazu, sich radikalen Parteien zuzuwenden, weil sie sich von dort eine Erfüllung ihrer Wünsche versprochen. Die Universität mit ihrem Partei- und Gebetbuchklüngel hatte sich einer Berufung Poppelreuters auf ein Ordinariat widersetzt. So mußte er Außenseiter bleiben. Er kündigte nun neben seinen psychologischen Vorlesungen, die sehr spärlich besucht waren, eine Sonderreihe an: Hitler als politischer Psychologe. Er versprach sich einen riesigen Zulauf. Es war in Deutschland die einzige Vorlesung über Hitler. Wie enttäuscht war er, als er sah, daß nur ein Dutzend Studenten, die Hälfte davon in brauner Uniform, im Hörsaal waren. In den folgenden Vorlesungen waren es noch weniger, und schließlich erschien niemand mehr. Aber Poppelreuter bekam ein nichtssagendes Dankschreiben des Führers. Der Zufall wollte es, daß ein ehemaliger Vorgesetzter des Gefreiten Hitler, ein Feldwebel, in der Hirnverletztenorganisation eine führende Funktion hatte. Poppelreuter versuchte, über ihn eine Verbindung zu Hitler zu bekommen, weil er sich berufen fühlte, ihn als Psychologe, der er war, zu beraten. Es gelang ihm aber nur bis zu einigen Paladinen vorzudringen, die ihn, da sie Konkurrenz witterten, schnell und deutlich abservierten.

Es gärte auch in der Jugendbewegung, zu der Wolodja gehörte. Ganze Gruppen bekannten sich begeistert zum Nationalsozialismus. Die Führung der Nerother und katholischen Jugendverbände war bisher noch geschlossen dagegen, aber ihr Einfluß reichte nicht mehr, um die Anhänger der neuen Lehre davon abzuhalten. Immer mehr Jugendliche erschienen in HJ-Uniform und waren stolz darauf. Man beschloß, sie aus dem Nerother Bund auszuschließen. Die Gruppen schrumpften allmählich zusammen. Nur wenige widerstanden dem Sog der Straße, der Presse, der Schule und des Elternhauses. Wolodja wurde gegen diese mobilisierten braunen Massen, gegen ihren Führer Hitler, gegen den pathetischen Programmredner Goebbels und gegen den dicken selbstge-

fälligen Narziß Göring allergisch. Er konnte ihre kehligen, schreienden Stimmen nicht mehr hören.

In einem Schloß in der Voreifel wohnte ein Aristokrat, der die Gegner der neuen Ideologie um sich versammelte. Man wollte weder einen Verein bilden noch eine neue Partei, aber man wollte voneinander wissen und zueinander halten. Wolodja war oft dort eingeladen und freute sich, Gast in dem herrlichen mittelalterlichen Schloß zu sein. Er seinerseits lud die Freunde zu sich ein. An einem Abend war Wolodja zu einem Abendessen im Schloß B. eingeladen. Zu seiner Verwunderung waren die Gastgeber nicht zu Hause, und der Diener bedauerte, es würde wohl etwas länger dauern, die Herrschaften seien nach Köln gefahren, um sich die Hitler-Kundgebung anzusehen. Wolodja setzte sich in die Bibliothek und stöberte in Kunstatlantent herum. Er war neugierig zu erfahren, wie entsetzt sie von dem Erlebnis sein würden. Schließlich kamen sie ganz aufgewühlt und aufgeregt heim: „Du hättest das erleben müssen! Es war ungeheuerlich, der Mann ist ein Genie, er reißt die Leute mit und begeistert sie; es war ein Jubel, ein Geschrei, Hochrufe ohne Ende. Die Menschen waren wie Brüder, sie waren wie ein einziger Mensch. Wir haben so etwas noch nie erlebt. Das ist eine Offenbarung. Der Mann ist uns von Gott gesandt!“

Wolodja kannte den wertvollen Charakter seiner Freunde. Er wußte auch, wie leicht Menschen einer Massensuggestion verfallen und in wahre Hysterie ausbrechen können, aber er hätte es nie für möglich gehalten, daß seine Freunde so anfällig seien. Noch erschütterter war er, als er feststellen mußte, daß einige seiner jungen jüdischen Freunde von diesem Rausch erfaßt wurden. Er hielt ihnen vor, daß es Hitlers Plan sei, alle Juden zu vernichten, und daß dies ganz deutlich aus seinem Buch ‚Mein Kampf‘ hervorgehe. Sie meinten nur, der Brei werde nie so heiß gegessen, wie er gekocht wurde. Diese Bewegung bedeute eine Regeneration Deutschlands, und sie seien der deutschen Kultur zugehörig. Die erste Enttäuschung erlebten sie, als sie sich zur SA meldeten und man sie als Juden höhnisch abwies. Dennoch erkannten sie nicht die Gefahr, die ihnen drohte.

Eines Tages klingelte es bei Wolodja an der Tür. Vor ihm stand ein schlanker junger Mann in schwarzer SS-Uniform, der strahlend lächelte. Es war der Nerother Peter Weiss. Wolodja prallte entsetzt zurück: „Du als Nerother in der Uniform der Henker, was ist in Dich gefahren?“

„Ist sie nicht schön, diese Uniform, doch ganz etwas anderes als die romantische Kluft der Nerother; das ist männlich, ich fühle mich darin wie ein ganzer Mann!“

„Was sagen denn Deine Eltern dazu?“

„Na, Vater schimpft und Mutter weint, aber, was soll's, wir werden denen schon zeigen, wie der Hase jetzt läuft. Jetzt gehört die Welt uns; wer gegen uns ist, den blasen wir hinweg wie einen Krankheitsbazillus.“

„Sag mal, weißt Du denn überhaupt etwas von der Ideologie des Nationalsozialismus, hast Du schon ‚Mein Kampf‘ gelesen?“

„Na ja, ich habe darin gelesen.“

„Weißt Du von dem Gedanken einer Vernichtung ganzer Rassen, weil Hitler sie als minderwertig erachtet?“

„Na, sicher, sie sind auch minderwertig. Nur das germanische Blut ist dazu berufen, die Welt aus den Fugen zu heben und neu im Glauben der Ahnen zu gestalten.“

„Was weißt Du vom germanischen Glauben? Du bist katholisch und gingst bisher jeden Sonntag in die Kirche. Außerdem, was bist Du für ein Germane, Du bist schwarz und hast braune Augen. Sicherlich bist Du sehr hübsch und gut gewachsen, aber man würde Dich doch eher für einen Italiener halten. Und wie hältst Du es für vereinbar, zugleich in der SS und im Nerother Bund zu sein, Du weißt, daß wir Nerother da nicht mitmachen.“

„Nun, ganz einfach, ich werde aus dem Bund austreten, und mir werden viele folgen. Nehmt Euch in acht, Ihr könnt nicht gegen den Zeitgeist antreten! Wer nicht für uns ist, ist gegen uns, und wir werden sie alle vernichten. Mit Gefühlsduselei geben wir uns nicht ab!“

„Du sprichst von ‚wir‘, als ob Du Dich mit dem Nationalsozialismus total identifiziert hättest. Dabei hast Du doch diese Uniform erst seit gestern an, und wie ich Dich kenne, wirst Du die erste Zeit aus lauter Begeisterung auch darin schlafen oder Dir

schwarze Pyjamas anschaffen, um Tag und Nacht Deine Gesinnung zu demonstrieren. Wenn ich daran denke, daß dieses Volk die größten Dichter, Schriftsteller, Maler und Musiker hervorgebracht hat, dann packt mich die Verzweiflung, daß in diesem Land nun der Stiefel regiert, nicht mehr der Geist, der von Gott ist, der Stiefel, der im martialischen Gleichschritt alles unter sich zertrampelt. Sollte das Unglück es wollen, daß Ihr an die Macht kommt, so werdet Ihr gewiß gelehrige Schüler des Herrn Stalin werden; alle die bestialischen Methoden der Geheimpolizei, der Bespitzelung jedes einzelnen Individuums, Konzentrationslager und Massenvernichtungen werdet Ihr von ihnen übernehmen!“

„Wie kannst Du es wagen, unsere hohen nationalen Ideale mit jenen internationalen Verbrechern zu vergleichen? Sie sind unsere ärgsten Feinde, und es ist gerade unser Ziel, sie zu bekämpfen und zu vernichten!“

„Ja, ich weiß wohl, und doch seid Ihr einander sehr ähnlich. Du siehst, daß unsere Anschauungen sehr weit auseinandergehen. Du wolltest mir Freude bereiten, indem Du Dich mir in der feschen Uniform vorgestellt hast. Ich habe Dir die Freude verdorben. Aber Du hast gemerkt, daß wir nun eine verschiedene Sprache sprechen, und es ist besser, wenn wir uns fortan nicht mehr begegnen. Ich nehme an, daß Du gleicher Meinung bist.“

Er stand stramm, hob die Hand zum neuen Gruß und schnarrte Heil Hitler, dann drehte er sich auf dem Absatz um und verließ das Haus. Wolodja gab sich deprimiert zu Baronin Didi: „Du siehst so aus, als ob Dir die Felle weggeschwommen wären. Hast Du Ärger mit Poppelreuter gehabt?“

Wolodja erzählte ihr von der bedrückenden Begegnung: „Immer mehr unreife und ungefestigte Menschen, junge und alte, lassen sich von dieser Pseudoideologie fortreißen. Sie ist für sie wie eine Ersatzreligion. Mich erschüttert immer wieder die Erkenntnis, wie primitiv die Menschen sind und wie sehr auch sogenannte Gebildete zu Primitivreaktionen neigen. Ihr kritisches Denkvermögen stößt überall auf Grenzen, und überall bauen die Konfessionen, die Parteien, ja sogar die jeweiligen philosophischen Systeme Grenzen auf, über die sich der Verstand nicht hinauswagt. Das erfüllt mich mit tiefem Entsetzen. Immer haben andere die

Schuld bei irgendwelchen Geschehnissen. Bei uns in Rußland waren es die Aristokraten, die ausgemerzt werden mußten; hier sind es die Juden, und die Menschen lassen sich durch die billigsten Propagandamittel beeinflussen und schreien mit. Was wird bloß aus Deutschland? Wohin könnte man vor dieser teuflischen Welle fliehen?“

Baronin Didi: „Deine Sorgen sind auch unsere Sorgen, und niemand von uns kann sich dem, was kommen wird, wirksam entziehen. Aber wir können es auch nicht wirksam bekämpfen; denn die Gegner dieser Ideologie stehen in vielen verschiedenen Lagern und es gibt nichts, was sie zum Kampf vereinen würde. Sie sind Individualisten, Intellektuelle, feinsinnige und feinfühlig Menschen, Pazifisten, wie sollen sie dagegen kämpfen, mit brutaler Gewalt? Mit dem Geist, mit den Waffen des Geistes? Hier geschieht das gleiche wie in Rußland, der Geist wird mundtot gemacht, vergewaltigt und ausgehungert. Gegenüber Diktaturen zeigt er sich ohnmächtig. Mahatma Gandhi konnte in Indien noch den gewaltlosen Widerstand gegen die Engländer durchführen. Wenn sie dann auf Menschen schossen, die selbst keine Waffen hatten und sich nur passiv verhielten, konnten sie wohl einige Reihen von Menschen totschießen, dann aber legten sie die Waffen aus den Händen; denn sie wurden offensichtlich nicht zu Kämpfern, sondern zu Mördern. Das ging bei den Engländern. Aber stell' Dir die gleiche Situation bei den Bolschewiken oder den Nazis vor. Sie würden schamlos alle niedermetzeln, und aller gewaltlose Widerstand wäre umsonst. Ich weiß nicht, wie wir bestehen werden. Es bedarf einer ungeheuren Charakterstärke und eines großen Mutes. Ob wir den unter allen Umständen behalten werden, wer weiß das.“

Poppelreuter trug fast immer die braune Uniform eines Amtsleiters, doch die martialischen Stiefel und die Uniform paßten nicht zu seinem markanten Gesicht. Er selbst hatte kein gutes Gewissen dabei, aber er wollte sich beweisen, auftrumpfen, die Bürger herausfordern. Wenn er in die Universität ging, grinsten ihn die Professoren mit einem sardonischen Lächeln an oder sie drehten sich um, um ihn nicht grüßen zu müssen. Er merkte es natürlich und

kochte vor Wut. Wolodja war der einzige, bei dem er sich in seiner kindlichen Art beklagen konnte: „Diese Hundsfotte, nun grüßen sie einen nicht mehr oder grinsen einem ihre Verachtung ins Gesicht. Na, die werden sich wundern, wir werden sie schon auf Trab bringen, diese Schleimpilze.“

„Wäre es aber nicht vernünftiger, Sie würden die Uniform, die Ihnen gar nicht steht, ausziehen und wieder in Zivil gehen, denn Sie provozieren damit doch nur die Leute.“

„Wo denken Sie hin, das kann ich nicht mehr, dann würden die doch denken, daß ich kneife, und meine Parteigenossen würden es als Verrat ansehen.“

„Ich wette, Sie haben im Krieg die Offiziersuniform nicht so gerne getragen wie dieses ‚religiöse‘ Gewand.“

„Sie sind ein guter Psychologe, das haben Sie von mir gelernt.“

„Wissen Sie, wie Sie und viele andere mir vorkommen: wie eine umgekehrte Entwicklung, wie wenn aus einem schönen Schmetterling eine gefräßige Raupe würde. Das Geistige und die gottgewollte Entwicklung zum Geistigen wird mit Füßen getreten.“

„Sie werden doch nicht die Stirn haben zu behaupten, daß ich oder Hitler oder die Partei geistlos seien!?“

„Aber was denn sonst? Ich kann es an Ihrem Beispiel erläutern: früher arbeiteten Sie Tag und Nacht an Ihrer wissenschaftlichen Forschung, schrieben Aufsätze und Bücher, tranken herrlichen Moselwein. Natürlich, Sie tranken oft zu viel. Aber jetzt müssen Sie als Parteigenosse jede Woche zu diesen blöden, geisttötenden Schulungsabenden, wo Sie mit Ihren braunen Kumpanen Schnaps und Bier trinken und davon schneller betrunken werden. Bisher waren Sie Respektsperson, Herr Professor, jetzt sind Sie PG, und Ihre Genossen nennen Sie ‚Du, Pop‘.“

„Wenn Sie Deutscher wären, dann würde ich Ihnen jetzt eine langen, und wenn wir an die Macht kommen, was bald geschehen wird, dann werde ich der erste sein, der Sie dorthin befördert, wo Sie hingehören.“

„Ich könnte mir fast denken, daß dieser Ort, den Sie meinen, der einzige Ort sein wird, an dem anständige Menschen überhaupt existieren können. Schließlich habe ich es in meiner Heimat erlebt, die fanatische Bestialität der verhältnismäßig wenigen Parteikom-

munisten mit dem Willen und der Tat zur Vernichtung aller, die anders denken. Und Sie als genialer und kluger Mann glauben wie die anderen Nachläufer, daß uns dieser Schreihals aus dem nationalen Nachkriegselend herauszuretten vermag, oder daß dies die einzige Alternative gegen den Kommunismus ist, der unsere Kultur auf der anderen Seite bedroht.“

„Können Sie denn, Dummkopf, nicht begreifen, daß es nur dieses ‚Entweder-Oder‘ gibt und daß, wenn wir uns nicht im Nationalsozialismus zusammenschließen, wir vom Kommunismus überrannt und von den Bolschewiken geschluckt werden? Wo gibt es denn in Deutschland eine dritte Kraft, die uns davor bewahren könnte – der Stahlhelm etwa, das Zentrum oder die Sozialdemokraten? Sie wissen selbst, daß ich bisher ein Kosmopolit war, aber angesichts dieser Bedrohung fühlte ich in mir die Pflicht, mich zu entscheiden.“

„Und Sie, der Sie ‚Mein Kampf‘ gelesen haben, Sie nehmen es auf sich, daß die Juden, die in unserem Volk seit vielen Jahrhunderten integriert sind, denen wir einen Teil unserer Kultur verdanken, daß sie alle vernichtet werden? Daß alle Schwachen, Psychopathen, Erbkranken, Gebrechlichen, Abartigen, Homosexuellen vernichtet werden? Sie geben sich dazu her, einige Millionen Menschen zu vernichten, nur weil sie anders denken als Sie?!“

„Aber Kollege, reden Sie doch nicht so geschwollen daher. Sie wissen selbst, daß die Wirklichkeit anders aussieht. Natürlich werden wir die Juden aussiedeln, wir werden ihnen ganz weit weg irgendwo Platz zur Verfügung stellen, wo sie einen eigenen Staat bilden können, und es ist nur natürlich, daß die Kokainjünglinge, die Strichjungen und die nutzlose Jeunesse dorée von den Straßen verschwindet, wir wollen endlich saubere Verhältnisse in unserem Land haben.“

Wolodja wunderte sich über seinen Meister, daß er ohne Aggression seine Gegenargumente hingenommen hatte. Er fühlte sich, wie man sich vor einem plötzlichen Gewitter fühlt: man wird unruhig, unkonzentriert, bedrückt, man erduldet Todesangst, die Tiere rasen in Panik umher oder verkriechen sich, und der Wind jagt Wolken von Staub und Sand in die Augen. Man ist diesem Ereignis ausgesetzt und kann ihm nicht enttrinnen. Für Wolodja